

Blätter aus Krain.

(Beilage zur „Laibacher Zeitung.“)

Die „Blätter aus Krain“ erscheinen jeden Samstag, und ist der Pränumerationspreis ganzjährig 2 fl. österr. Währung.

Weine nicht mein Kind!

O weine nicht mein Kind,
Sei targ mit Deinen Thränen,
Es kommt die Zeit, wo Du
Nach ihnen Dich wirst sehnen.

Wie Nöslein lechzend sieht
Der stillen Nacht entgegen,
Daß lindernd sich darauf,
Die milden Thane legen,

So wirst Du fühlen auch
In heißen Lebenstagen
Der Thräne hohen Werth,
Wenn Schmerzen Dich zernagen.

Und denk' wie schwer es ist,
Wenn Gram die Brust erfüllt,
Und Deinem heißen Aug'
Kein Thränlein mehr entquillet;

Dann dünkt Dir kalt die Welt,
Die öde vor Dir liegt,
Weil Du nicht weinen kannst,
Weil Dir der Quell versieget.

D'rum weine nicht, mein Kind,
Sei targ mit Deinen Thränen,
Es kommt die Zeit, wo Du
Nach ihnen Dich wirst sehnen!

Adie Weber.

Der König von Yvetot.

Novellette von Oswald Hande.

Im Jahre 1794 lebte in einem Hause der Straße Cannebière zu Marseille ein Mann, der die Stelle eines Portiers versah und zugleich Schneider war. Ein zweiter Johann, der muntere Seifensieder, sang und trillerte er den ganzen Tag, indem er die Kleidungsstücke seiner Kunden mit kunstgeübter Hand ausbesserte, während seine Gattin, die perfecteste Köchin weit und breit, gebratene Kastanien an die Leute der Nachbarschaft verkaufte, welche das Brod als Luxusartikel betrachteten.

Unter den Bewohnern des Hauses und den regelmäßigen Kunden der beiden Eheleute befand sich auch eine geflüchtete corsische Familie, welche sehr häufig zu der Garfüche der Madame Mathieu ihre Zuflucht nahm, ohne indeß im Punkte der Bezahlung eine besondere Eile zu zeigen.

Papa Mathieu und seine würdige Ehehälft schenken dieser Familie namhaften Credit, und zwar nur auf die ehrliche Miene der Mutter und die Worte des ältesten Sohnes hin, der ein junger hoffnungsvoller Artillerie-Offizier war und mit dem Portier auf besonders gutem Fuße stand.

Wenn er nach Marseille kam, seine Familie zu besuchen, pflegte er oft in die Loge des braven Mathieu zu treten, um sich mit ihm zu unterhalten.

„Papa Mathieu,“ sagte eines Tages der junge Offizier zu dem emsig nähernden Portier, „wofür quält Ihr Euch eigentlich so? Ihr habt keine Kinder und sonst ein leidliches Auskommen.“

„Das wohl, mein Offizier,“ antwortete Vater Mathieu, einen Augenblick die Nadel ruhen lassend, „aber sehen Sie, ich bin in Yvetot geboren, und kenne keinen größeren Wunsch, als mir in meinem Geburtsorte ein Häuschen kaufen zu können. Deshalb lege ich jeden Sou bei Seite, den ich erübrigen kann; aber, aber“ — fügte er seufzend hinzu — „es fehlt noch sehr viel, ehe dieser Wunsch in Erfüllung gehen dürfte.“

„Nun, Papa Mathieu,“ scherzte der junge Artillerist, „wenn ich es jemals in Frankreich zu etwas bringe, so erenne ich Euch zum König von Yvetot.“

„Und ich,“ erwiderte lachend der Schneider, „proclamire Sie von dem Augenblicke an zum Generalissimus meiner Armee.“

„Danke,“ sagte der Offizier, „ich lasse mir das gefallen, ohne die Hoffnung auf Besseres aufzugeben.“

„Ah! denken Sie vielleicht daran, die französischen Armeen zu kriegeln.“

„Wer weiß? Als Soldat trage ich ja den Marschallstab in der Tasche.“

„In der That, Sie sind ehrgeizig, mein General!“

„Ein wenig. Und Eure Majestät?“

„O lieber Gott, meine Majestät ist leicht zufriedengestellt; sie begnügt sich, wie gesagt, mit einer Hütte in meinem heimatlichen Dorfe, wenn sie nur Raum genug für eine Wirthshube und eine Schneiderwerkstatt hätte.“

„Sie sind sehr genügsam, Sire. Ich verspreche Ihnen das Alles im Voraus.“

„Und Ihnen wünsche ich einen Palast von Marmor, mein Herr General!“

Der Schneider lachte laut und der Offizier lächelte wenigstens. Am folgenden Morgen reiste er zu seinem Regimente ab, seine Familie begab sich nach Paris, der Schneider trieb seine Beschäftigung in gewohnter Weise und seine Frau bratete Kastanien für die Nachbarschaft. Beinahe hätte Papa Mathieu das originelle Gespräch mit dem jungen, sonst so ernstesten Soldaten vergessen, als er eines Tages einen Brief mit einer ganz stattlichen Geldsumme empfing, dessen Inhalt lautete:

„Ich bin General; es ist also billig, daß Sie König von Yvetot werden, und ich hoffe, daß Sie mit Beifolgendem die erste Einrichtung zu bestreiten im Stande sein werden.

Der General Bonaparte.“

Papa Mathieu tanzte wie ein Rasender auf einem Beine, nahm seine sieben Sachen zusammen und zog mit seiner Frau

den ersehnten Fluren der Heimat zu. In Vvetot angekommen, erzählte man ihm, daß die Gemeinde die Ruinen eines Schlosses, welches man vor der Revolution stets den „Palast der Könige von Vvetot“ genannt hatte, zu versteigern gedächte, und für eine geringe Summe wurden dem Schneider diese Trümmer wirklich überlassen, die indeß immer noch Baumaterial genug enthielten, um auf diesem Platze ein recht stattliches Häuschen zu erbauen. Mathieu richtete nun wirklich eine Schänke in seinem Palaste ein und nannte sie: „Zur Republik von Vvetot,“ denn von Königen durfte damals bei Todesstrafe nicht die Rede sein.

Fast um dieselbe Zeit, als der Schneider mit seinem Bau fertig war, wurde der frühere Artillerie-Offizier zum General en chef ernannt, und nachdem er auch die letzten Trümmer der großen Revolution zerstört hatte, richtete er sich provisorisch in Luxembourg ein, um sich auf den Einzug in die Tuilerien vorzubereiten.

„Sollte der junge Mann Recht gehabt haben?“ rief Papa Mathieu einige Tage nach dem 18. Brumaire aus. „Er hat bei meiner Seele den Marschallstab in seiner Tasche gefunden; sollte er etwa —“ Papa Mathieu's Rede verlor sich in ein unverständliches Murmeln, aber er hatte sagen wollen: „Sollte er etwa auch noch eine Krone finden?“

Und er fand sie, wie Jedermann weiß, und sogar mehrere, so daß er sie an seine Verwandten verschenkte. An dem Tage, wo der General die doppelte Krone von Frankreich und Italien sich auf das Haupt setzte, änderte Papa Mathieu das Schild seiner Schänke und nannte sie fortan: „Zum Kö-ige von Vvetot,“ und seine Gäste legten ihm bereitwilligst selbst diesen Titel bei, so daß er schmunzelnd meinte:

„Wir fangen unsere Dynastie Beide zu gleicher Zeit an, und sind nun fast Vettern. Jetzt gilt's, wessen Regiment am längsten dauert.“

Während nun der neue Cäsar im Fluge Provinzen und Länder eroberte, um den Gliedern seiner Familie Geschenke damit zu machen, begnügte sich der bescheidene Herrscher von Vvetot damit, neben der Wirthsstube einen kleinen Tabaksladen anzulegen und eine Restauration einzurichten, deren Oberleitung er seiner Köchin Jeanneton übertrug, da seine brave Frau seit längerer Zeit kränkelte.

„Mein hoher Vetter macht allerdings seinen Weg schneller als ich,“ dachte der König Mathieu bei sich selbst; „er hat schon fast ganz Europa durchzogen, während ich noch nicht den Kirchturm des Dorfes aus den Augen verloren habe; aber wer kann wissen, welcher von uns am Ende doch noch weiter kommt.“

Als der stolze Kaiser Napoleon die geliebte Gattin des Generals Bonaparte verließ, um sich mit der Kaisertochter zu verbinden, begnügte sich Papa Mathieu, der seine theure Ehehälfte verloren hatte, damit, seine Köchin Jeanneton zu sich auf den Thron zu heben, d. h. zu heiraten.

„Om!“ sagte er dabei kopfschüttelnd, „mein Vetter gefällt mir nicht mehr, denn er vergißt seinen Ursprung, und das wird ihm Unglück bringen. Ich bleibe Mathieu, wie vorher, und meine Köchin Jeanneton gilt mir so viel, als eine Erzherzogin.“

In dieser Zeit der Triumphe und des Ruhmes für den Kaiser Napoleon, wagte es Jemand, die friedlichen Tugenden des Königs von Vvetot zu besingen, auf die Gefahr hin, den kriegerischen Sinn des allmächtigen Kaisers damit zu beleidigen.

Das Lied wurde sehr populär und störte den Schlaf des Monarchen. Er ließ den Verfasser desselben ermitteln. Derselbe war ein einfacher Geschäftsmann — wäre es ein Fürst gewesen, der Kaiser hätte ihm gewiß den Krieg erklärt und ihn vielleicht entthront, aber so zweifelte er, was er thun sollte.

Man versichert, daß in diesem Augenblicke ein geistreicher Mann — wahrscheinlich Talleyrand — lächelnd zu Napoleon gesagt habe: „Sire, das Recht, zu dichten, ist das einzige, was Ew. Majestät dem französischen Volke gelassen haben. Mazarin achtete es so, wie sein erlauchter Bögling; wollten Sie weniger nachsichtig gegen Ihre Unterthanen sein? Das Volk bezahlt gut, lassen Sie es immerhin dichten und singen für sein Geld; ein Lied mehr, das ist eine Verschwörung weniger.“

Dieses Liedchen machte nicht bloß am Hofe zu Versailles Sensation, nein, es ward auch für das Königreich Vvetot von größter Wichtigkeit, denn es hätte daselbst beinahe eine politische Umwälzung hervorgerufen.

Die Revolution, um welche es sich hier handelt, nimmt keine Stelle in der Geschichte ein, denn sie dauerte kaum vier- undzwanzig Stunden und hatte Niemandens Tod zur Folge. Die Dorfbewohner nämlich, zu welchen das Lied gedrungen war, und die überdieß das Verhältniß des Vater Mathieu zu ihrem Kaiser aus des Ersteren Erzählung sehr wohl kannten, vereinigten sich eines schönen Tages und ernannten ihn unter den Klängen jenes Liedes feierlich zu ihrem Könige, das heißt, sie übertrugen ihm das Amt eines Ortsvorstehers, welches von dem bisherigen Inhaber desselben nicht zur Zufriedenheit des Dorfes verwaltet worden war.

Vater Mathieu nahm die Königswürde an und setzte Niemand ab, als den Schulmeister, dessen Stelle ein Würdigerer einnahm. So ging die Staatsumwälzung ohne jegliches Blutvergießen von Statten. . . .

Zahre mit ungeheueren Ereignissen waren vorübergegangen — die Schlacht von Waterloo war geschlagen. Der König von Vvetot soll nach derselben einen Brief an Napoleon geschrieben und ihm seine Staaten zur Disposition gestellt haben, aber der Brief gelangte nicht an seine Adresse, und der Kaiser schiffte sich auf dem „Bellerophon“ ein.

„Ah!“ pflegte Vater Mathieu seufzend zu sagen, „der arme Vetter, um wie viel glücklicher bin ich nun als er. Während ich in Frieden auf meinem Dorfe regiere, sitzt er einsam auf einer fernen Insel als Gefangener. Aber warum war er auch gar so ungenügsam und ehrgeizig!“

Die St. Johannes-Capelle und Statue bei der Savebrücke.

(S c h l u ß.)

Nach ihrer letzten, vor 24 Jahren geschehenen Herstellung erfordern die an derselben wahrgenommenen bedeutenden Be-

schädigungen eine kostspielige Herstellung, welche den Ständen Krains obliegen würde. In Erwägung dieses Umstandes, dann bei der in die Augen fallenden ungünstig gestellten Lage dieser Capelle und da diese vormalige Commercialstraße in Folge der seit fünfzehn Jahren eröffneten südlichen Staatseisenbahn weniger benützt wird, und da bei diesem Umstande diese Capelle nebst ihren schönen Bestandtheilen — wenn auch eine kostspielige Wiederherstellung derselben erfolgen würde — bei weitem nicht mehr ein Gegenstand jener Aufmerksamkeit für Reisende wäre, als sie es durch die ihr wiedergegebene kunst- und prachtvolle Ansicht zu sein verdienen würde, hat sich der Landes-Ausschuß bewogen gefunden, zufolge Beschlusses vom 5. Juli 1864, B. 3617, dieselbe unter Vorbehalt der Genehmigung des Landtages der Stadtgemeinde in Laibach gegen dem zum Geschenke zu überlassen, daß sie die Uebertragung derselben nach Laibach an einen angemessenen Ort, und daselbst die vollständige Wiederherstellung und Aufstellung auf eigene Kosten übernehme, wozu wohl ein Platz an oder bei einer Brücke am meisten angemessen und entsprechend wäre, und daß sich der Stadtmagistrat verpflichte, dieselbe kleidend im guten Stande zu erhalten. Nachdem nun der Stadtmagistrat in Laibach die unter diesen Bedingungen gemachte Schenkung nach mehreren Debatten angenommen hat, und hievon auch das fürstbischöfliche Ordinariat in Kenntniß gesetzt wurde, so ist diese baldige Aufstellung an einem passenden Orte in Laibach zu gewärtigen, und es wird sonach diese Stadt um ein prachtvolleres historisches Kunstdenkmäl bereichert, das ihr zur besonderen Zierde gereichen wird.

Nach dem neuesten Kostenanschlage betragen, unter der Voraussetzung, daß die Statue an ihrem gegenwärtigen Standorte verbleibe, die Herstellungskosten des Monumentes 242 fl. 50 kr. und die Kosten des Aufbaues einer neuen Capelle 2340 fl.

Der künstlerische Werth dieser Sculpturarbeiten, wenn sie auch leider hie und da mehr oder weniger beschädigt sind, ist allgemein anerkannt, und es mag ein mehr gewandter Kunstkenner die Statue nebst ihren Attributen genauer beschreiben. Doch kann ich es nicht unterlassen, über die an dieser Capelle vorhandenen acht marmornen ovalen Wappentafeln eine genauere Erklärung zu geben, aber nicht in der Art, daß ich mich in eine genaue Beschreibung dieser Wappen einlassen wollte, indem die persönliche Ansicht derselben den Kunst- und Wissenschafts-Freunden erwünschter ist, sondern ich will nur jene Patrizier Krains aus jener Periode namhaft machen, in welcher man diese Capelle erbaute und ihre Wappen daselbst anbrachte.

Vorläufig sei also bemerkt, daß an der Außenseite ober dem Eingange drei und in der Capelle vor der Marmorstatue am Boden fünf marmorne Wappentafeln, diese neben einander liegend, angebracht sind. Sowohl das mittlere der äußern drei, als als der innerhalb befindlichen fünf Wappen ist das gräflich Gallenberg'sche, und eines wie das andere deutet an, daß diese Capelle unter einem Landeshauptmanne aus dem reichsgräflichen Hause Gallenberg erbaut wurde. Dieser damalige Landeshauptmann war Wolf Weißhard Reichsgraf von Gallenberg, welcher zu Folge des Sterberegisters der hiesigen

Dompfarre, wo er als Capitaneus Provinciae angegeben ist, am 21. Februar 1733 (nicht wie im Dr. Klun's Archiv I. Heft, Seite 84, im Jahre 1734) alt 64 Jahre, starb, und dessen Leichnam nach Münkendorf, der Stiftung seiner Ahnen, zur Beisetzung abgeführt wurde.

Von den andern beiden äußern Wappen ist das zur linken Hand von dem Landeshauptmann-Stellvertreter Orpheus Reichsgrafen von Strassoldo, welcher zu Folge Sterberegisters der hiesigen Dompfarre, wo er als Locumtenens angegeben ist, am 26. December 1732, alt 72 Jahre, starb, und dessen Leichnam nach Moräutsch zur Bestattung abgeführt wurde. Daß die Landeshauptleute Stellvertreter hatten, kommt in den damaligen Landtagsverhandlungen mehrmals vor.

Die übrigen fünf Wappen, nämlich das äußere zur rechten Hand und vier von den am Boden vor der Statue angebrachten sind aber von den im Jahre 1727 gewesenen ständischen Verordneten, und zwar, das äußere zur rechten Hand vom Anton Josef Reichsgrafen von Auersperg, von der Pontzras'schen jüngeren Linie in Krain, geboren am 7. Mai 1695, Herrn zu Reichenstein, Lichtenwald u., k. k. Kämmerer, wirkl. geheimen Rathe, in der Folge 1743 bis 1759 Landeshauptmann und Erbmarschall von Krain, gestorben zu Laibach am 6. October 1762. Sein und seiner Gemalin Maria Josepha Antonia, geb. Gräfin von Kaiserstein erstgeborener Sohn war Raimund, geb. am 30. August 1723, Domprobst in Laibach 1771, zugleich auch bischöflicher Offizial und ständischer Verordneter, gestorben an der Entkräftung am 25. Juni 1796.

Von den im Innern der Capelle am Boden angebrachten Wappen ist das erste vom Carl Heinrich Schweiger von Lerchenfeld. Die Lerche im Hauptfelde (für einen Papagei gehalten) gab zu der Ansicht Veranlassung, daß man dieses Wappen für das des Abtes von Sittich, welcher auch ständischer Verordneter war, hielt, was es aber nicht ist.

Das zweite ist vom Prälaten des vormaligen Carthäuserklosters Freudenthal, damals Jakob Klopfer.

Das dritte, oder mittlere, ist, wie schon oben erwähnt, Gallenberg's.

Das vierte mit den an einen spitzen Felsen auf beiden Seiten herauf kriechenden zwei Eichhörnchen vom Johann Daniel von Gallenfels, der auch ständischer General-Einnehmer gewesen ist, und das fünfte mit dem links heranspringenden Widder im Hauptfelde vom Johann Ferdinand Freiherrn von Hallerstein.

Anton Zellouschek.

Eine Componirmaschine.

Bekanntlich besaßen sich die Techniker bereits seit längerer Zeit mit der Erfindung einer Componir-Maschine, d. h. einer Maschine, welche dem Componisten es ermögliehe, seine musikalischen Gedanken, denen er durch das Clavier Ausdruck verleiht, in sichtbaren Zeichen zu fixiren. Nachdem alle bisherigen Experimente dieser Art mißlungen waren, soll es dem seit einigen Jahren in Paris ansässigen Pianisten und Componisten C. F. Andres aus Mainz — derselbe ist Musik-Director der deutschen Liedertafel in Paris — geglückt sein, eine Vorrich-

tung zu erfinden, welche dem angestrebten Zwecke nicht bloß entspräche, sondern so weit darüber hinausginge, daß die Tragweite ihrer Wirkung noch gar nicht zu berechnen wäre. Die in Rede stehende Componir-Maschine, deren innere Organisation noch Geheimniß ist, läßt sich an jedem alten und neuen Tasten-Instrumente, wie Orgel, Clavier etc., mit geringer Mühe und wenig Kosten anbringen, ohne dem Instrumente selbst die geringste Beeinträchtigung zuzufügen, und ist, obgleich für beliebig viele Octaven berechnet, doch von so geringem Umfange, daß man sie unter oder hinter dem Instrumente ganz verbergen kann. Vom innerlichen Mechanismus abgesehen, bestehen die äußerlich zur Erscheinung kommenden Vorrichtungen der Maschine darin, daß ein etwa zwei Zoll breiter Streifen gewöhnlichen Papiers ohne Ende an der einen Seite sich in die Maschine hineinrollt und an der anderen Seite roth liniirt und mit Notenzeichen etc. schwarz bedruckt wieder zum Vorschein kommt. Die Maschine gibt jede Note auf oder zwischen den Linien an, welche auf der Taste angeschlagen wird, und zwar nicht bloß deren Benennung c d e u. s. w., sondern auch deren Zeitwerth in den üblichen gewöhnlichen Schriftzeichen (Notenköpfen), d. h. sie druckt die Note in der Form einer $\frac{1}{32}$, $\frac{1}{16}$, $\frac{1}{8}$, $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{2}$ und ganzen Note, gibt an, ob dieselbe punctirt ist oder nicht, markirt die Pausen, die Forte und Piano, wo das Pedal wirkt und zu wirken aufhört, zeichnet die Tactstriche, mit Einem Worte, schreibt die Musikstücke nieder, so daß der Feder fast keine Nachhilfe übrig bleibt. Jeder Bewegung des Spielers willig, wie die Finger seiner Hand, Folge leistend, bewegt sich der Mechanismus in $\frac{3}{4}$ oder $\frac{4}{4}$ Tacten (alle anderen Tactarten lassen sich auf diese zurückführen) und eilt oder zögert nach Belieben. Aber mehr noch, dieselbe transponirt auch augenblicklich jedes Musikstück aus der einen in die andere Tonart. Ermöglicht so dieser Mechanismus dem Componisten, seine Phantasien und musikalischen Gedanken sofort in den gewöhnlichen Zeichen zu Papier zu bringen, so gestattet derselbe außerdem, von jedem Musikstücke sofort Copie zu nehmen, für Instrumentalmusik die einzelnen Stimmen aus der Partitur auszuscheiden, die Schüler zu controliren, ob sie richtig spielen (denn sie markirt jeden Fehler), und ob sie gewisse Stellen so und so viel Mal geübt haben, dem Tauben zu sehen, was er gespielt, und dem Lehrer, ohne daß er neben dem Schüler säße (also par distance), Unterricht zu geben u. dgl. mehr. Wenn die neue Erfindung sich in Allem bewähren sollte, woran man nach den gemachten Experimenten kaum zweifeln kann, so wird durch dieselbe jedenfalls eine Art von Revolution in der musikalischen Welt hervorgerufen werden.

Das Sprachrohr des Manitou.

Die weitverbreiteten Indianer-Unruhen im Westen mußten die Befürchtung wach rufen, es könnten die Eingeborenen einmal die Stangen des Pacific-Telegraphen zwischen den Vereinigten Staaten und Kalifornien umbauen und die Drähte niederreißen. Um diesem vorzubeugen, beschloß Mr. Creighton,

der Hersteller der Ueberlandslinie, den Aberglauben, der bei den Indianern eine gewaltige Rolle spielt, zu benutzen. Als die Linie daher von Fort Kearney bis Fort Laramie, die etwa 500 Meilen von einander entfernt sind, vollendet war, richtete er es so ein, daß an demselben Tage der Häuptling der Arapah's-Indianer zu Fort Kearney Station und der Chef der Sioux-Indianer zu Fort Laramie anwesend war. Diese beiden Stämme gehörten zu den mächtigsten der Ebenen und die beiden Häuptlinge waren eng mit einander befreundet. Nachdem die Operatoren auf beiden Stationen sich durch Signale überzeugt hatten, daß jeder von ihnen einen Häuptling an seiner Seite hatte, fragte Mr. Creighton, der zu Fort Kearney war, den Arapahs-Chef, ob er nicht Lust habe, etwas mit seinem Freund zu Fort Laramie zu plaudern. Der Indianer grinst den Superintendenten ungläubig an. Endlich überzeugte Mr. Creighton den Indianer, daß hier von keinem Scherze die Rede sei, und bewog ihn, eine Frage zu stellen. Der Sioux antwortete. Die Unterhaltung wurde lebhafter und die Fragen und Antworten flogen hin und her. Beide Häuptlinge waren außer sich vor Erstaunen und nach echter Indianerweise forschten sie nicht nach einer Erklärung des Wunders, sondern nahmen die Erklärung des Mr. Creighton und des Telegraphisten zu Fort Laramie, daß der Telegraph die Stimme, oder vielmehr das Sprachrohr Manitou's, „des großen Geistes“ sei, mit gläubigem Vertrauen an. Um die Demonstration zum Abschluß zu bringen, ließ man die beiden Häuptlinge sich gegenseitig einladen, sich halbwegs zwischen den beiden Forts zu treffen. Der Einladung wurde sofort Folge geleistet, als ob es ein direkter Befehl Manitou's sei. Die Häuptlinge ritten auf für sie bereit gehaltenen Pferden 250 Meilen weit, trafen und überzeugten sich, daß es mit der Unterredung, die sie eine Woche zuvor, 500 Meilen weit von einander entfernt, gehalten hatten, seine vollständige Richtigkeit habe. Die wunderbare Mähre vom Telegraph wurde bald unter allen Stämmen bekannt, und von jener Zeit an bis jetzt, waren die Stangen, Drähte, Stationen, Instrumente, kurz Alles, was zum Telegraph gehört, in den Augen der Indianer heilig und bleiben unberührt.

Literatur.

Vom „Illustrierten Familienbuche,“ herausgegeben vom österr. Lloyd, liegen uns das 11. und 12. Heft, der Schluß des IV. Bandes neuer Folge (XIV. Jahrgang), zur Beurtheilung vor. „Die beiden Dragoner“ von Stan. Graf Grabowski, und „Das Kind der Schmerzen“ von Bernd von Gusek, stammen aus der Feder zweier der beliebtesten Novellisten, und beide Erzählungen machen dem wohlbegründeten Ruf ihrer Verfasser alle Ehre. Einen sehr ansprechenden ethnographischen Aufsatz spendete wieder J. G. Kohl: „Die Spanier.“ „Die altgermanischen Tabakspfeifen“ von Dr. Müller, und „Die Todtenmännchen“ (Kanopen) in Trieste, von Professor Unger, bringen sehr interessante archäologische Aufschlüsse. „Die Ringelthiere im Dienste der Menschheit,“ von C. Ruß, schließen mit den Derrniten, Henschrecken, Maitäfern, Scorpionen und Leuchtkäfern. Einen sehr klaren und vortrefflichen Aufsatz lieferte Professor A. Vogel: „Ueber hartes und weiches Wasser.“ Heinrich von Littrow schildert uns endlich auch die „Insel Rhodus“ und Friedrich Gerstäcker in höchst humoristischer Weise „eine Truthahnjagd“ in den amerikanischen Urwäldern.

Die beigegebenen Stahlstiche sind, wie stets, eine höchst willkommene Zugabe, und dem bewährten Rufe der artistischen Anstalt des österr. Lloyd ganz entsprechend.